

SURFEN IST KEIN TREND, sondern ein Lebensentwurf. Wer es ernst damit meint, baut sich sein Board selbst. Paul Reisberg brach dafür sein Studium ab, tingelt seither durch Europa und gibt Workshops, in denen er zeigt, wie es gemacht wird. Und wie dabei das Geheimnis der Welle gewahrt wird. Ein Werkstattbesuch.

FOR WORK

Thema | **Karriere trotz Studienabbruch?**

Name | **PAUL REISBERG**

Beruf | **SURFBRETT-GURU**

Ort | **HAMBURG**

BRETTER,
DIE DIE
WELT
BEDEUTEN

Text | Ulf Pape
Fotos | Jesús Sandoval,
James Cannon



Pure Freude:
Der gelernte
Bootsbauer lehnt
Schnickschnack am
Surfboard ab:
„Sonst hängt es
nachher in einer
Kneipe an der
Wand, anstatt
gesurft zu werden.
Das will ich nicht.“



Oben im Bild sind Rails zu sehen: lange, dünne Leisten, die in Millimeterarbeit auf die Oberseite des Boards geleimt werden, um dann wieder zu einer ebenen Oberfläche gehobelt zu werden. Beim sogenannten Shapen kommt es nicht nur auf ein gutes Auge an, sondern auch auf Erfahrung in den Wellen – eine Geheimwissenschaft.



D

ie Teilnehmer des dreitägigen Workshops, die am Freitagmorgen erwartungsvoll eine Werkstatt im Hamburger Hafen betreten, werden von Paul Reisberg mit keinem großen Hallo begrüßt. Keine Zeitpläne, keine Belehrungen, keine Motivationsreden. Stattdessen bekommt jeder sofort sein Werkzeug und den Arbeitsplatz zugewiesen.

Kurz nach zehn Uhr stehen vier Teilnehmer, alle Mitte 20 bis Mitte 30, an höhenverstellbaren Tischen. Reisberg hat die Tische so eingerichtet, dass die Form des Surfboards, das am Ende dieses Wochenendes jeder Bastler mit nach Hause nehmen wird, schon zu erkennen ist – die Aufbiegung, fachsprachlich Rocker genannt. Sie ist nur einer von vielen Faktoren, die bestimmen, wie sich das Brett später in der Welle verhalten wird.

„Das ist kein Event, sondern Handarbeit“, sagt Reisberg. Unter seiner verbeulten Baseball-Kappe lugen zwei Bleistifte hervor, von denen er immer wieder einen hervorzieht, um einzelne Arbeitsschritte auf ein herumliegendes Stück Papier zu zeichnen. „Ich will gar nicht vorschreiben, wie man ein Board baut. Die Leute verstehen recht schnell, was der nächste Schritt sein wird. Ich bin nur Back-up und bringe den Hobbykeller mit.“ Unter dem Namen Arbo Wooden Surfboards zieht er von einer gemieteten Werkstatt zur nächsten.

Wer eine Idee hat, wie man etwas anders umsetzen könnte, solle ihm das sagen. Tatsächlich könnte das dieses Mal der Fall sein. Leander aus Karlsruhe studiert Maschinenbau, liebt das Basteln von Dingen, die aussehen wie aus einem Guss. Tim aus Berlin ist Industriedesigner und erzählt von einem Pilz, der in den Niederlanden gezüchtet wird, um als abbaubarer Füllstoff in Surfbrettern den Hartschaum zu ersetzen.

Wer sich sein eigenes Holz-Board bauen will, muss sich über Länge, Form und Sonderwünsche Gedanken machen. Dazu muss man sein Können realistisch einschätzen. Je kleiner das Board, desto schwerer ist es zu surfen. Außerdem spielen Körpergröße und Gewicht eine Rolle. Und auch der Einsatzort: „Im Pazifik haben die Wellen mehr Druck.“

Kurz nach ein Uhr mittags nuschelt Reisberg in den Raum: „So, ich würde sagen, mit dem Essen warten wir noch. Das macht nur müde.“ Kein Widerspruch. Alle Teilnehmer flitzen von der Bohrmaschine zum Klemmtisch, zur Stichsäge und sehen dabei aus, als würden sie schon immer Surfboards bauen. Auf einem winzigen, völlig eingestaubten Laptop zeigt Reisberg die Software mit der er die Baupläne für die individuellen Boards zu 3D-Modellen generiert.

Am Laptop ist Reisberg ungeduldig, aber sein Umgang mit Holz ist nahezu liebevoll. Das mag in seinen Genen liegen. Sein Großvater war Klavierbauer. Einige der Klemmen, die im Workshop beim Zusammenfügen von Ober- und Unterseite zum Einsatz kommen, stammen noch von Opa.

Im Gegensatz zu vielen anderen Boardmanufakturen baut Reisberg nicht mit Balsaholz, „das zieht bei der kleinsten Kerbe im Board Salzwasser“, sondern mit dem extrem leichten Paulownienholz, das »»



Oben rechts ist der aufregendste Arbeitsschritt zu sehen: das Zusammenfügen von Ober- und Unterseite. „Die Hochzeit. Da sind alle Mann mit am Brett.“ Wer unter Reisbergs Regie bastelt, zahlt letztlich für die Länge. Es wird pro Fuß abgerechnet, was immer noch günstiger ist, als ein Holzboard zu kaufen – und natürlich cooler.



auf Plantagen wächst. Er bringt daraus gefertigte Platten mit, aus denen die Teilnehmer mit Schablonen ihre Ober- und Unterseiten sägen.

Reisberg führt vor, wie man die querliegenden Rippen des Grundgerüsts unter einer Standbohrmaschine mit Löchern versieht, um das Gewicht des fertigen Boards zu reduzieren. „Bringt das was?“, wird er gefragt. „Klar! Ein Karbonfahrrad hat ja auch eine Karbonklingel.“ Die saubere Verarbeitung steht bei ihm weit über dem Aussehen der Boards: „Kein Schnickschnack. Ich setze nicht mal mein Logo drauf. Fuck Branding. Nur die Form zählt.“ Manchen fällt es schwer, Intarsien oder Lötblemmen wegzulassen. Aber ein Board dürfe niemals zu schön werden: „Sonst hängt es nachher in einer Kneipe an der Wand, anstatt gesurft zu werden. Das will ich nicht.“

Die leicht oval geformten Rippen werden entlang des Stringers eingehängt und verklebt. Der Stringer ist die zentrale Linie des Boards, von der Nase bis zum Tail. Sie gibt dem Board Stabilität. Reisberg erklärt: „Die Spanier nennen den Stringer ‚Alma‘, das spanische Wort für Seele. Das finde ich noch schöner.“

Am zweiten Tag wird es handwerklich herausfordernder. Das Aufkleben der Rails, dünner, langer Leisten mit Wölbungen, die ineinandergreifen, ist Millimeterarbeit. So entsteht zusehends die Oberseite des Surfboards – in einem Verfahren aus dem histo-

FOR WORK

„FUCK BRANDING. NUR DIE FORM ZÄHLT“

einer einzigen Küstenlinie zusammen, an der du dir Orte suchst, in denen du leben und surfen kannst. Dann richtest du dein Leben an den Wellen und deinen Tag an der Tide aus.“

Der 32-Jährige brach sein Lehramtsstudium ab, unterrichtete stattdessen direkt im Meer, leitete zehn Jahre lang Surfcamps. Sein heutiges Wissen verfeinerte er während einer Ausbildung zum Bootsbauer in Wales. Die „Gloriana“, den edlen Ruder Kahn, den Queen Elizabeth zu ihrem diamantenen Thronjubiläum geschenkt bekam, hat Reisberg mitgebaut.

Die verschiedenen Hölzer, die im Workshop verbaut werden, sind teilweise Reste aus Reisbergs Bootsbau-Jobs, für die er sich in England buchen lässt. Aus einem Mastbau stammen die Mahagoni-Reste, die heute als Stringer eingesetzt werden.

Am Ende des dritten Tages leuchten die Augen aller Teilnehmer. Die Boards sind fertig und – zugegeben – wunderschön. In den Haaren hängen Sägespäne, in den Bärten klebt Leim. Das Laminieren mit Glasfasergelege wird jeder zu Hause machen. Wie? Das demonstriert Reisberg an einem Skateboard, das er nebenbei aus Resten gebaut hat.

Auf Reisbergs Unterarm ist ein Kreis tätowiert, ungefähr in der Größe der Kreise, die zu Beginn dieser drei langen Tage von den Teilnehmern in die Rippen gebohrt wurden. Ob der Kreis auf seinem Arm eine Bedeutung habe, beantwortet er mit einem schlichten „Ja“ und hält grinsend inne – so lange, bis einem klar wird, dass er die Bedeutung für sich behalten will. Genauso ist es auch mit dem Ozean, dem Surfen und den Wellen. Das ist alles viel Technik – aber vor allem auch ein Geheimnis. 

rischen Kanubau. Der dritte Tag steht gänzlich im Zeichen des Shapens. Zum Abschluss werden Plugs in die Boards eingesetzt, Halterungen für die Leash und die Finnen. An welchen Stellen die Finnen exakt sitzen müssen, ist eine fast philosophische Frage, die nicht von der Software errechnet wird. Reisberg erklärt während des Einzeichnens: „Als es das Internet noch nicht gab, musste man nach Kalifornien oder Hawaii reisen, um das Setzen der Finnen bei altgedienten Shapern zu lernen.“

Die Augen hellblau und der Vollbart kupferrot. Beides passt gut in ein Meer, das nicht für breite Strände und gemäßigtes Wetter bekannt ist, sondern für ordentliche Wellen. Die besten Wellen, sagt Reisberg, habe er in Chile gehabt. In Cornwall, Südengland, wo er lebt und seine eigene Werkstatt betreibt, surft er ganzjährig. „Irgendwann schrumpft die Weltkarte zu